

INTERVIEW

Eros und Psyche

Nirgends beschäftigt uns die Frage, was »normal« ist, so sehr wie beim Thema Sexualität. Warum eigentlich?
Ein Gespräch mit dem Psychologen Peter Fiedler



ALLE FOTOS DES ARTIKELS: PHILIPP ROTHE / GEHIRN&GEIST

Herr Professor Fiedler, seit über 100 Jahren forschen Sexualwissenschaftler und Psychologen nach den Ursachen der sexuellen Orientierung. Was weiß man heute darüber?

Ein Großteil der bisherigen Forschung galt dem Versuch, möglichst feste Anzeichen dafür zu finden, warum manche Menschen homosexuell werden. Anfangs vermutete man diese in frühen Missbrauchserfahrungen oder in einem falschen Erziehungsstil der Eltern. Aber das hat sich als Irrtum erwiesen – wie auch die Idee der Homosexualität als »Krankheit« überhaupt. Heute vermuten viele Forscher, dass eher hormonelle Einflüsse im Mutterleib sowie genetische Faktoren verantwortlich sein könnten. Doch auch in dieser Frage ist man sich noch nicht einig.

Noch verwirrender ist die Sache bei Menschen, die erst homosexuell waren und dann im Lauf ihres Lebens hetero werden – oder umgekehrt. Wie flexibel sind wir in dem, was uns »anmacht«?

Die meisten Leute, die von solchen Konvertierungen berichten, kennen anscheinend das Wort Bisexualität nicht. Robert Spitzer zum Beispiel, der bekannte amerikanische Psychiater, hat zwar zahlreiche solcher Fälle dokumentiert. Doch dabei tat er immer so, als wenn es nur ein Ent-

weder-oder gäbe. Wir leben in einer Kultur, die in sexuellen Dingen immer noch sehr binär denkt: Man ist entweder schwul beziehungsweise lesbisch oder eben hetero. Tatsächlich gibt es jedoch eine große Bandbreite von Attraktionen. Aber wer ist denn schon ein bisschen homo- und ein bisschen heterosexuell?

Da muss man erst einmal das subjektive Empfinden vom real gelebten Leben trennen. Wir stehen von Kindesbeinen an unter einem enormen sozialen Druck, uns unserem biologischen Geschlecht gemäß zu verhalten – dazu zählt eben auch die amouröse Hinwendung zum anderen. Das schließt aber nicht aus, dass Menschen gelegentlich bis häufig homosexuelle Neigungen hegen, auch wenn diese oft nicht in entsprechendes Verhalten münden. In den letzten Jahren ist zudem die Bisexualität als dritte Option zunehmend im Kommen. Dabei fühlen sich diese Menschen offenbar besonders von anderen Bisexuellen angezogen.

Wie verbreitet ist Homosexualität überhaupt?

Vor 30 Jahren lag die Quote derjenigen, die sich in repräsentativen Befragungen als homosexuell bezeichneten, bei rund 20 Prozent. Heute outen sich nur noch 6 bis 10 Prozent als schwul oder lesbisch.

PETER FIEDLER

- geboren 1945
- studierte Psychologie sowie niederländische Sprache und Literatur in Münster
- Promotion 1975
- seit 1980 Professor für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität Heidelberg
- Forschungsschwerpunkte unter anderem: sexuelle Orientierung und Abweichung

Womit hängt diese Abnahme der offenen Homosexualität zusammen? Wird unsere Gesellschaft nicht immer liberaler?

Schon, aber das ist es gerade: Je freizügiger wir werden, desto eher lassen sich homosexuelle Fantasien ausleben, auch ohne dass man sich gleich einer bestimmten Gruppe zuordnen muss. Der Zwang zur Etikettierung sinkt. Viele Forschungsarbeiten in diesem Bereich haben das aber bislang leider kaum berücksichtigt.

Und die Homophobie, die Ablehnung gleichgeschlechtlicher Liebe, ist tatsächlich weiter auf dem Rückzug?

Es sieht so aus. Das kann man schon daran ablesen, dass sich immer mehr Prominente zu ihrer Homosexualität be- ▷

▷ kennen. Wenn der Spitzenkandidat einer Volkspartei verkündet: »Ich bin schwul – und das ist gut so!« und anschließend auch noch die Wahl gewinnt, ist das schon bemerkenswert. Damit kann es freilich auch schnell wieder vorbei sein. Gemeinschaften etwa, die von außen bedroht sind, ob tatsächlich oder nur vermeintlich, sanktionieren Normbrüche plötzlich wieder viel schärfer. Je nachdem, wie sich die weltpolitische Lage entwickelt, kann die momentane Offen-

bringt, in sich selbst verliebt zu sein. Ein Hauptvertreter dieser Richtung, Otto Kernberg, vertrat noch 1984 vehement die Ansicht, es könne keine homosexuelle Orientierung ohne schwere Charakterstörung geben. Letztlich waren es die Schwulen und Lesben selbst, die den Forschern klar machten, dass Homosexualität nicht »abartig« ist.

Wie kam es zu diesem Umschwung?

Nach einer lange verbreiteten Vorstellung sei stets eine besonders dominante

Wie weit sind diese gediehen? Das Erbgut hat doch schon ein Wörtchen mitzureden, oder?

Das legen Zwillingsstudien jedenfalls nahe: Bei eineiigen Zwillingen ist die Wahrscheinlichkeit, dass beide homosexuell sind, deutlich höher als bei genetisch nicht identischen Geschwistern. Solche Ergebnisse sind spannend. Tatsächlich weisen die prozentualen Unterschiede auf eine erbliche Komponente hin. Sieht man sich das jedoch genauer an und zieht einen weiteren Faktor in Betracht, dann zerrinnt einem der genetische Faktor zwischen den Fingern: Ich spreche vom Geschlechtsrollenverhalten in der frühen Kindheit.

Was heißt das?

Nun, Kinder unterscheiden sich darin, wie gerne sie zum Beispiel typische Jungen- oder Mädchenspiele spielen. Etwa 80 bis 90 Prozent der Homosexuellen zeigten in ihrer Kindheit ein nicht geschlechtsrollenkonformes Verhalten. Das bedeutet, die Jungen haben lieber mit Mädchen als mit Jungen gespielt und konnten auch weniger mit Raufen und Baggerfahren und solchen Dingen anfangen. Lesbische Frauen wiederum sagen häufig, das Kräfteressen mit gleichaltrigen Jungs sei für sie das Schönste gewesen. Das ist deshalb so bemerkenswert, weil Jungen und Mädchen meist schon mit drei Jahren verschiedene Spielzeuge wählen. Auch tragen kleine Mädchen

»Kinder allein erziehender Mütter oder homosexueller Adoptiveltern werden nicht öfter schwul oder lesbisch als die aus traditionellen Familien«

heit im Nu passee sein. Schon jetzt lässt sich beobachten, dass die Terrorgefahr eine gewisse Rückbesinnung auf alte Traditionen und Werte fördert. Menschen, die Angst haben, sind weniger tolerant gegenüber anderen Lebensformen.

Häufig hört man das Argument, Homosexualität sei »widernatürlich«, da sie nicht zur Arterhaltung beitrage. Ist Schwul- und Lesbischsein eine kulturelle Extravaganz, die wir uns leisten?

Letztlich weiß nach wie vor niemand genau, wie Homosexualität entsteht. Sie scheint nur mäßig vererblich zu sein, und die Erziehung spielt so gut wie gar keine Rolle. Allerdings zeigen auch zahlreiche Tierarten homosexuelles Verhalten: Manche männliche Schwäne etwa bleiben über Jahre mit gleichgeschlechtlichen Partnern zusammen. Und wenn der andere stirbt, sucht sich der Witwer einen neuen Schwanenmann. Ich wäre vorsichtig, dies rundweg als unbiologisch zu deklarieren.

Trotzdem hingen manche Forscher bis in die 1980er Jahre der These an, Homosexualität sei eine Krankheit. Warum hinkte die Wissenschaft dem gesellschaftlichen Fortschritt so lange hinterher?

Das hat viel damit zu tun, dass es die Grundfesten bestimmter psychologischer Theorien erschüttert hätte, wäre man von der Krankheitsthese abgerückt. In der Psychoanalyse galt Homosexualität als Prototyp der narzisstischen Persönlichkeitsstörung, die Menschen dazu

»Übermutter« und ein passiver oder abwesender Vater daran schuld, wenn ein Junge schwul werde. Das Kinsey-Institut hat das in einer berühmten Untersuchung, der so genannten San-Francisco-Studie vom Anfang der 1980er Jahre, widerlegt. Die Sprösslinge allein erziehender Mütter oder die Pflege- und Adoptivkinder homosexueller Paare werden nicht häufiger homosexuell als die aus traditionellen Familien. Psychoanalytische Erklärungsmuster kamen daraufhin ziemlich aus der Mode, und man versuchte sich eher an neurobiologischen oder genetischen Erklärungsansätzen.



gerne ihre jüngeren Geschwister auf dem Arm – bei Jungen finden Sie das fast nie. Bei später homosexuellen Menschen verhält sich vieles umgekehrt, eben nicht geschlechtsrollenkonform.

Berichten das Schwule und Lesben nur rückblickend? Dann könnten sie ja ihre Kindheit auch entsprechend uminterpretiert haben. Man hat auch in Längsschnittstudien zeigen können, dass sich anhand des Verhaltens in der Kindheit recht gut vorher-sagen lässt, ob ein Mensch später homo- oder heterosexuell wird. Natürlich gibt es auch geschlechtsrollenuntypische Jungen, die sich später trotzdem für Mäd-chen interessieren. Wichtig scheint aber, dass sich dieses Rollenverhalten durch Umwelt und Erziehung kaum beeinflus-sen lässt. Offensichtlich ist das eher eine Art Temperamentsfrage.

Und wie hängt das mit der späteren sexuel-len Orientierung zusammen?

Der Psychologe Daryl Bem hat dazu ein interessantes Modell entworfen. Dem-nach bildet das jeweilige Rollenverhalten den wichtigsten Baustein zur eigenen Geschlechtsidentität. In der Jugendzeit, wenn die Sexualhormone hochgehen, glücken Mädchen dann immer mehr nur mit Mädchen zusammen und finden Jungen blöd. Und umgekehrt. Genau das scheint bei Homosexuellen anders zu sein. Was dann exotisch erscheint, be-kommt schließlich eine Attraktorfunk-tion. Jungen wie Mädchen, die in der Kindheit gern mit Mädchen spielen, verlie-ben sich plötzlich in Jungen. Spielten sie gern mit Jungen, verlieben sie sich eher in Mädchen. »Exotic becomes ero-tic« hat Bem das genannt.

Aber widerspricht das nicht der Tatsache, dass uns gerade das, was uns selbst ähnlich ist, besonders attraktiv erscheint?

Gleich und Gleich gesellt sich gern – das stimmt in vielerlei Hinsicht: Angefangen bei der Augen- und Haarfarbe bis zu Per-sönlichkeitseigenschaften wie Offenheit oder Intelligenz. Nur nicht beim Ge-schlecht. Hinzu kommt, dass das Alter der Geschlechtsreife drastisch gesunken ist. Oft verlieben sich schon Sieben- oder Achtjährige, die ersten sexuellen Erfah-rungen machen viele mit 14, 15 Jahren. Da spielen die Attraktivitätsfaktoren der Erwachsenen noch keine große Rolle.



Demnach wäre die sexuelle Orientierung eines Menschen eine Art Nebeneffekt seines Temperaments in der Kindheit?

Dieser Theorie zufolge jedenfalls.

Eltern dürfen sich also entspannt zurückle-hen – sie können eh nichts beeinflussen?

Theoretisch ja. Aber die meisten Eltern, deren Jungen sich gerne verkleiden und mit Puppen spielen, sind trotzdem alles andere als entspannt. Die Angst, das ei-gene Kind könnte homosexuell werden, ist immer noch weit verbreitet. Häufig kommen Eltern damit zum Kinder- und Jugendtherapeuten.

Schwule und Lesben haben aber doch kein Problem mit ihrer Rolle als Mann oder Frau – sie fühlen sich eben nur vom eigenen Ge-schlecht angezogen, oder?

Das ist richtig. Nur bei einem kleinen Teil der Kinder, die rollenuntypisches Verhalten zeigen, kommt es zu einer Ge-schlechtsidentitätsstörung. Diese Men-schen werden dann oft transsexuell, sie fühlen sich selbst dem anderen Ge-schlecht zugehörig. Die heutige Medizin bietet ihnen jedoch gute Möglichkeiten, mit sich »ins Reine« zu kommen – per Geschlechtsumwandlung zum Beispiel. **Schwule und Lesben dagegen sind »mit sich im Reinen«?**

Zumeist ja. Aber auch heute noch gibt es eine Menge Schwule und Lesben, die unter ihrer Homosexualität leiden – etwa weil sich dies nicht mit ihren eigenen

LET'S TALK ABOUT SEX

Peter Fiedler (Mitte) beim Inter-viewtermin mit Johanna Senghaas und Steve Ayan

religiösen Überzeugungen verträgt oder weil Familie, Freunde oder Kollegen ab-weisend reagieren. Nicht selten suchen die Betroffenen einen Psychologen auf, der das Problem wegtherapieren soll.

Wie Erfolg versprechend sind solche »repa-rativen Behandlungen«?

Alle psychotherapeutischen Versuche, Homosexualität zu beseitigen, blieben unterm Strich nutzlos. Besser funk-tioniert die »affirmative Sexualtherapie«. Sie versucht durch Stärkung des Selbst-bewusstseins und Veränderung des eige-nen Rollenbilds dem Einzelnen dabei zu helfen, sich leichter zu seiner Sexualität zu bekennen. Wenn sich jemand unwohl fühlt, kann das auch einfach am aktu-ellen Partner liegen und nicht an einer vermeintlich falschen Orientierung. Im Alltag ist das nur schwer auseinanderzu-halten. Menschen begehren schließlich nicht ein abstraktes Geschlecht, sondern normalerweise einen anderen Menschen. **Noch mal zurück zum Thema Normalität: Wel-chen sexuellen Vorlieben liegen heute jen-seits der Grenze zur psychischen Störung?**

Lange Zeit war das vor allem eine juris-tische Frage: Homosexualität, wie auch ►

▷ Sodomie, stand unter Strafe und es bedurfte einer gesellschaftlichen Vereinbarung darüber, was wie zu sanktionieren sei. Alles das, was nicht der heterosexuellen Fortpflanzung innerhalb der Familie diene, galt früher als abweichend und damit als Störung. Mediziner und Psychologen haben an dieser Stigmatisierung tatkräftig mitgewirkt. Heute ist das alles nicht mehr so klar definiert. Man orientiert sich an zwei Hauptkriterien: zum einen Freiwilligkeit. Das re-



duziert das Spektrum der Perversionen schon mal ganz erheblich – im Wesentlichen auf die Pädophilie und den sexuellen Sadismus. Wobei selbst sadomasochistische Praktiken legal sind, solange sie einvernehmlich geschehen und keine bleibenden Schäden hinterlassen. Das zweite Kriterium ist die Zwanghaftigkeit, also die Frage, ob man sich triebmäßig kontrollieren kann oder bestimmte Handlungen permanent wiederholen muss. Wer von morgens bis abends von sexuellen Fantasien eingenommen ist und darüber seine Arbeit oder Familie vernachlässigt, der ist sehr wohl psychisch krank.

Wie bestimmt man das konkret?

Nach den gängigen Diagnosekriterien muss jemand über einen längeren Zeitraum – in der Regel mindestens ein halbes Jahr – zwanghaft ein bestimmtes Verhalten zeigen, unter dem die Person selbst oder ein anderer leidet.

Wer sich Hals über Kopf verliebt, leidet auch oft lange und ist psychosozial eingeschränkt, weil er an nichts anderes mehr denken kann. Ist derjenige dann krank?

Wie gesagt, ein halbes Jahr verknallt sein ist okay. Danach wird es kritisch. (lacht) **Im Ernst, was ließe Sie eine Störung vermuten? Konkrete Beispiele, bitte.**

Etwa ein Drittel aller Sexualdelikte fallen

unter Exhibitionismus: das öffentliche Exponieren von Geschlechtsteilen.

Wenn jemand sein Auto oder seine Jukebox anturnt und er von diesem Objekt sexuell stimuliert wird – ist das noch normal?

Solcher Fetischismus ist zwar schon ungewöhnlich und insofern abweichend. Aber wenn derjenige damit glücklich ist, niemand leidet und auch der Alltag reibungslos klappt, besteht keinerlei Therapiebedarf. Allerdings sind die Vorstellungen darüber, was als tolerabler Fetisch

»Mediziner und Psychologen haben an der Stigmatisierung von Homosexuellen tatkräftig mitgewirkt«

gilt und was nicht, oft beliebig: Ein künstlicher Penis zum Beispiel gilt nicht als Fetisch, aber dass ein Mann mit Frauenkleidern ins Bett geht, schon. Die psychische Störung, die sich oft hinter dem Fetischismus verbirgt, ist die soziale Phobie oder Ängstlichkeit: Man ist anderen Menschen gegenüber so unsicher, dass nur noch das Ausweichen auf ein Ersatzobjekt bleibt. Doch per se sind fetischistische Vorlieben für bestimmte Objekte oder Praktiken unproblematisch.

Sind Perversionen – oder Paraphilien, wie es heute heißt – eine Domäne der Männer?

So pauschal kann man das nicht sagen. Männer treten mit sexuell abweichendem Verhalten zwar häufiger in Erscheinung. Das hat aber auch mit einem gesellschaftlichen Blick zu tun. Nehmen wir den Voyeurismus: Ein Mann, der am Fenster eine Frau beobachtet, während sie sich auszieht, riskiert eine Anzeige. Sieht eine Frau einem nackten Mann zu, wird eher dieser des Exhibitionismus verdächtigt. Ähnlich beim Fetischismus: Er ist bei Männern viel häufiger, aber das liegt auch daran, dass sich Frauen weltweit mit Fetischen schmücken. Denken Sie nur an die nackten Bäuche, die bei uns gerade ganz weit oben auf der Beliebtheitskala schon zwölfjähriger Mädchen rangieren. Dinge, die Frauen als se-

xuellen Attraktor einsetzen, werden bei manchen Männern eben zum Fetisch. Bei Objekten, die aus der persönlichen Vergangenheit stammen, ist das im Vergleich der Geschlechter ausgeglichen. Die Peanuts-Figur Linus mit seiner Kuscheldecke wäre so ein Beispiel.

Wir haben über viele Faktoren gesprochen, die die sexuelle Orientierung beeinflussen – außer einem: den freien Willen. Hängt das, was wir lieben, so wenig von unserer bewussten Entscheidung ab?

Die Wahl dessen, was uns erotisch anzieht oder in wen wir uns verlieben, können wir tatsächlich kaum bewusst steuern. Das Verliebtsein stellt neurobiologisch betrachtet einen Ausnahmezustand dar. Aber wie schon gesagt: Menschen lieben andere Menschen, kein abstraktes Geschlecht. So werden sich die meisten Personen über ihre homosexuellen Neigungen erst dann klar, wenn sie sich verlieben. Warum das bei manchen fast immer auf einen Vertreter des eigenen Geschlechts fällt, ist noch immer ein ziemliches Rätsel. Aber vielleicht wird es ja gelöst, wenn jene Homosexualitätsforscher, die selbst homosexuell sind, erst so richtig loslegen. ◀

Das Interview führten **JOHANNA SENGHAAS** und **Gehirn&Geist**-Redakteur **STEVE AYAN**.

Ihre Meinung ist uns wichtig!

Alles erlaubt, solange niemand Schaden nimmt? Wie denken Sie über diese und andere Aussagen von Peter Fiedler?

www.gehirn-und-geist.de/lesermeinung

Literaturtipps

Bem, D. J.: Exotic Becomes Erotic: Interpreting the Biological Correlates of Sexual Orientation. In: Archives of Sexual Behavior 29, 2000, S. 531–548.

Fiedler, P.: Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Weinheim: Beltz 2004.

Spitzer, R. L.: Can Some Gay Men and Lesbians Change Their Sexual Orientation? In: Archives of Sexual Behavior 32(5), 2003, S. 403–417.